

Fachbereich Sprachwissenschaft

Universität Konstanz



Arbeitspapier 106

PETRA RADTKE

*Bedeutung und Bedeutungswandel im deutschen
Adjektivwortschatz*

**In: Regine Eckardt & Klaus von Heusinger (eds.) Meaning Change –
Meaning Variation. Workshop held at Konstanz, Feb. 1999, Vol. I, 149-160.**

Bedeutung und Bedeutungswandel im deutschen Adjektivwortschatz

Petra Radtke

(Petra.Radtke@phil-fak.uni-duesseldorf.de)

1.

Generell lassen sich in der Bedeutungsdiskussion zwei Positionen unterscheiden: repräsentationistische und instrumentalistische Zeichenauffassungen. Erstere gehen davon aus, daß Zeichen durch die ‘Stellvertreter-Relation’ symbolisieren. Das, wofür sie stehen, sind entweder Sachverhalte in der Welt (ontologische Variante) oder aber Konzepte über Sachverhalte in der Welt (epistemologische Variante). Genau dieser Bedeutungsbegriff liegt so gut wie allen Ansätzen zur Adjektivbedeutung zugrunde. Repräsentationistische Modelle sind in der Lage, die Bedeutung von absoluten Adjektiven wie *tot* oder Farbadjektiven wie *rot* zu erfassen; relative Adjektive wie *groß* und *klein* sowie evaluative Adjektive wie *gut* und *schlecht* sind in diesem Rahmen kaum plausibel zu beschreiben.

Instrumentalistische Zeichenauffassungen gehen hingegen davon aus, daß Zeichen dadurch symbolisieren, daß ihre Verwendung konventionell geregelt ist. Dieser Auffassung gemäß ist die Bedeutung eines Zeichens genau das, was das Zeichen für den Sprecher verwendbar und für den Hörer interpretierbar macht. Beides ergibt sich nach Wittgenstein aus der Regelmäßigkeit des Gebrauchs in der Sprachgemeinschaft. Zeichen symbolisieren also nicht dadurch, daß sie für etwas stehen, sondern dadurch, daß sie Gebrauchsregeln folgen. Formuliert man die Gebrauchsregel aus, so erhält man eine Formulierung der Bedeutung des Zeichens. Innerhalb dieses Modells ist die Bedeutung eines relativen Adjektivs wie *schlecht* eindeutig; seine Bedeutung erhält man, wenn man die Konvention seines Gebrauchs beschreibt, d.h. die Kriterien der Verwendung von *schlecht* ausformuliert. Entsprechendes gilt nicht nur für relative, sondern auch für absolute und für evaluative Adjektive.

In meinem Beitrag möchte ich zeigen, daß die beiden Konzeptionen – auch wenn es auf den ersten Blick so scheinen mag – nicht unvereinbar sind. Die Kenntnis von Wahrheitsbedingungen, die für repräsentationistische Modelle eine zentrale Rolle spielen, läßt sich nämlich als ein Spezialfall der Kenntnis von Gebrauchsbedingungen ansehen. Allerdings können in die Gebrauchsregel weitere Parameter eingehen – neben wahrheitsfunktionalen auch epistemische, soziale, diskursbezogene und inner-sprachliche; Kombinationen sind ebenfalls möglich. Ich werde unter Punkt 2 zunächst das repräsentationistische Modell vorstellen und zeigen, welche Schwierigkeiten bei der semantischen Beschreibung und Klassifikation von Adjektiven auftreten. Im Anschluß daran werde ich im 3. Abschnitt das von mir präferierte Modell, die instrumentalistische Zeichenkonzeption, einführen. Im 4. Abschnitt schließlich wird

die Synthese der beiden Konzeptionen dargelegt. Die verschiedenen Beispiele aus dem adjektivischen Wortschatz¹ sollen dabei die folgenden beiden Thesen stützen:

- (i) Nur ein instrumentalistisches Modell ist in der Lage, die Semantik von Adjektiven adäquat zu erfassen.
- (ii) Nur ein instrumentalistisches Modell ist dazu geeignet, semantischen Wandel zu beschreiben.

2.

Wozu dienen Adjektive? Die vorschnelle und weitverbreitete Antwort lautet: Adjektive haben die Funktion, Eigenschaften zu bezeichnen. „Semantically, therefore, adjectives express properties – just like verbs and nouns.“ (Hamann 1995, 657) Doch mit dieser Aussage liegt eine Übergeneralisierung vor. Auf Adjektive wie *glatt*, *rot*, *ruhig*, *tot* mag es – mit Abstrichen – zutreffen, daß sie Eigenschaften denotieren, für Adjektive wie *gut* und *schön* oder auch *klein*, *groß* und *rund*, trifft dies schon nicht mehr zu. Ein schönes Auto und schöne Ferien haben keinerlei Eigenschaften gemein; das einzige, was sie vereint, ist die Tatsache, daß der Sprecher sie als schön bewertet. Auch bei *kleine Maus* und *kleiner Elefant* sowie bei *runder Tisch* und *runder Apfel* muß man feststellen, daß die entsprechenden Objekte faktisch unterschiedliche Größe bzw. Form besitzen. Inwieweit in diesen Fällen – wenn überhaupt – Eigenschaften geteilt werden, bedarf eingehender Erläuterung. Und bei Adjektiven wie *heutig*, *ehemalig* und *gewöhnlich* stellt sich schon die Frage, ob man hier überhaupt noch von Eigenschaften sprechen kann.

Beobachtungen wie diese haben zu der Überzeugung geführt, daß im Bereich der Adjektive verschiedene semantische Klassen angesetzt werden müssen. Insbesondere die Unterscheidung von absoluten vs. relativen Adjektiven ist in der Literatur weit verbreitet. So schreibt etwa Admoni: „Gewöhnlich stellt man [...] zwei Hauptklassen der Adjektive einander gegenüber: qualitative (absolute) Adjektive – relative Adjektive.“ (Admoni 1982, 141) Allerdings ist eine derartige Klassifikation nur dann nachvollziehbar, wenn die Bedeutung von Adjektiven repräsentationistisch gedeutet wird, d. h. wenn versucht wird, die Bedeutung über Wahrheitswerte zu beschreiben. Sehen wir uns deshalb genauer an, wie die Unterscheidung ‘absolut vs. relativ’ begründet wird.

Zu den absoluten Adjektiven schreibt Rachidi: „Absolute [...] Adjektive (z.B. *blau*, *rund*, *verheiratet*, *kahlköpfig*) verfügen über eine feststehende vom Kontext (z.B. dem Wortinhalt des Bezugsnomens) unabhängige Bedeutung, sie bestehen daher auch folgenden von Zuber angeführten Test:

X ist Adj. Nomen

z. B. *Peter ist ein kahlköpfiger Student*

X ist Adj.

Peter ist kahlköpfig.

¹ Die entsprechenden Adjektive sind der Datensammlung entnommen, die im Rahmen des DFG-Projekts „Der Sprachgebrauch der Goethe-Zeit im Vergleich zu dem der Gegenwart“ erstellt wurde. Gegenstand dieser Untersuchung sind sämtliche Adjektive, die Goethe in seinem Werk „Dichtung und Wahrheit“ verwendet. Ziel der Untersuchung ist, für einen Sektor der deutschen Sprache, den Adjektivwortschatz, ein möglichst vollständiges Bild über die Art und die Geschwindigkeit semantischer Veränderungen zu erhalten.

In der Regel läßt sich auch ohne große Schwierigkeiten entscheiden, ob dem Bezugs-substantiv die im Adjektiv ausgedrückte Eigenschaft zukommt oder nicht. Die Bedeutung dieser Adjektive ist präzise (z.B. *verheiratet*, *rechteckig*), allenfalls randbereichsunscharf (z.B. *blau*) (Pinkal 1985, 54). In jedem Falle ist jedoch ihre Interpretation (weitgehend) unabhängig von der durch das Nomen denotierten Bezugsklasse.² An der Formulierung, die Bedeutung sei präzise bzw. randbereichsunscharf, läßt sich ablesen, welcher Bedeutungsbegriff zugrunde gelegt wird. Es ist offensichtlich, daß Bedeutung hier extensional bestimmt wird. Eine „präzise Bedeutung“ scheint dann vorzuliegen, wenn sich die Extension des Ausdrucks wahrheitsfunktional beschreiben läßt; eine „randbereichsunscharfe Bedeutung“ läge dementsprechend dann vor, wenn sich die Extension des Ausdrucks wahrheitsfunktional beschreiben läßt, es jedoch einen Grenzbereich gibt, in dem die Zuschreibung Schwierigkeiten bereitet. Fazit ist: Ein solches Modell setzt Bedeutung mit Extension gleich. (In dem instrumentalistischen Modell, das ich unter Punkt 3 vorstellen werde, sind Bedeutungen immer eindeutig und präzise. – Was von Verwendung zu Verwendung variieren kann, ist der Sinn. Doch ist dies etwas kategorial Verschiedenes!)

Zurück zu den beiden Adjektivtypen: Wie verhält es sich mit der zweiten Gruppe, den relativen Adjektiven? Rachidis Ausführungen entsprechend sollten sie bezüglich der Zuschreibung von Eigenschaften Schwierigkeiten bereiten, sie sollten nicht präzise sein, und ihre Interpretation sollte von der Bezugsklasse abhängig sein. Und genau dies ist ihrer Ansicht nach der Fall: „Die relativen [...] Adjektive (z. B. *groß*, *klein*, *gut*, *schlecht*) zeichnen sich [...] dadurch aus, daß sie je nach Verwendung Unterschiedliches auf der Objektebene denotieren. Ihre Bedeutung variiert je nach Kontext. Das isolierte prädikative Adjektiv hat daher – referenzsemantisch gesprochen – nicht notwendigerweise dieselbe Bedeutung wie das mit einem Nomen verbundene und von dessen Bezugsklasse in seiner Denotation beeinflusste Adjektiv.“ (Rachidi 1989, 115f.) Dementsprechend bestehen sie den Test nicht (Rachidi 1989, 116):

„z. B. <i>Peter ist ein kleiner Basketballspieler</i>	<i>Peter ist klein</i>
<i>Peter ist ein guter Fußballspieler</i>	<i>Peter ist gut</i> “

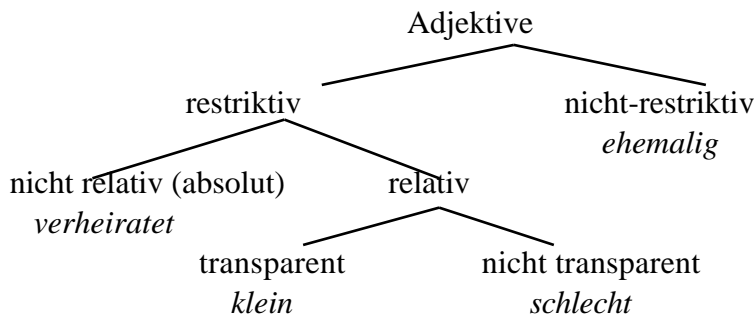
Auch hier tritt das zugrunde liegende Bedeutungsmodell deutlich zu Tage. Wer die Bedeutung eines Ausdrucks mit der Extension gleichsetzt, der kann zu keinem anderen Schluß kommen als zu dem, die Bedeutung (= Extension) der sogenannten relativen Adjektive variiere je nach Ko- bzw. Kontext. Denn es läßt sich nicht ein für allemal entscheiden, unter welchen Umständen etwas als klein bzw. als gut bezeichnet werden kann. Eine derartige Auffassung hat jedoch eine problematische Konsequenz: Sie führt dazu, daß die Bedeutung dieser Adjektive immer nur in Abhängigkeit vom jeweiligen Ko- bzw. Kontext bestimmt werden kann. Dies ist ein klarer Verstoß gegen das Prinzip der Kompositionalität (auch Frege-Prinzip genannt).³ Frege schreibt, der Wahrheitswert müsse „unverändert bleiben, wenn ein Satzteil durch einen Ausdruck

² Rachidi 1989, 114f; sie bezieht sich auf: Zuber, Rysard (1973), „La categorematicité et les adjectifs en polonais“, *Language* 30, 125-131.

³ Frege verwendet die Termini *Sinn* und *Bedeutung* idiosynkratisch (s. dazu Radtke 1998, 49 und 221ff.).

von derselben Bedeutung, aber einem anderen Sinne ersetzt wird.“ (Frege 1966, 50) Wenn die Bedeutung eines komplexen Ausdrucks sich zusammensetzt aus der Bedeutung der Bestandteile, so muß man in der Lage sein, die Bedeutung der einzelnen Bestandteile anzugeben. Man muß also genau angeben können, welcher Bestandteil welche Bedeutung einbringt und wie sich daraus die Gesamtbedeutung ergibt. Genau dies wird in der Diskussion hinsichtlich der Gruppe der relativen Adjektive unterlassen. Gegenstand der Untersuchung ist immer nur die Bedeutung der Nominalphrase, nicht aber die des Adjektivs selbst.

Bierwisch, der sich in seiner Untersuchung auf die sogenannten Dimensionsadjektive konzentriert, hat die Typisierung um zwei Hierarchiestufen ergänzt, wobei sich ‘absolut vs. relativ’ auf der mittleren Ebene wiederfindet. Auf der oberen Ebene unterscheidet er zwischen restriktiven und nicht-restriktiven Adjektiven. Insgesamt kommt er auf vier Klassen von Adjektiven⁴:



Zu den nicht-restriktiven Adjektiven zählen neben *ehemalig* auch *scheinbar* und *angeblich*. Bierwisch erläutert: „Die absoluten Adjektive sind in diesem Schema als restriktiv und nicht relativ klassifiziert. Zu ihnen gehören u.a. die Farbadjektive, Form- und Substanzbezeichnungen wie *rund*, *quadratisch*, *sechseckig*, *eisern*, *golden*, *hölzern*, aber auch eine Vielzahl konkreter und abstrakter Qualifizierungen wie *flüssig*, *teilbar*, *männlich*, *griechisch*, *kubistisch* usw.“ Auf der anderen Seite steht dagegen „[...] die Gruppe der relativen Adjektive, die näherungsweise mit den graduierbaren Adjektiven zusammenfällt.“ (Bierwisch 1987, 14) Ganz generell gesprochen handele es sich dabei um „[...] eine Klassifikation der Adjektive hinsichtlich der Art, in der sie ein Bezugselement qualifizieren.“ (Bierwisch 1987, 13) Was damit gemeint ist, wird an seinen Beispielen (18) – (21) deutlich.

- (18) *ein unverheirateter Tennisspieler*
- (19) *ein kleiner Tennisspieler*
- (20) *ein schlechter Tennisspieler*
- (21) *ein ehemaliger Tennisspieler*

Dem oben eingeführten Testverfahren gemäß impliziert dies bzw. impliziert dies nicht die folgenden Aussagen:

⁴ Vgl. Bierwisch 1987, 14; aus Gründen besserer Anschaulichkeit von mir leicht abgewandelte Grafik.

- (18) x ist unverheiratet
 (19) x ist klein
 (20) x ist schlecht
 (21) x ist ein Tennisspieler

Mit *unverheiratet* in (18) liegt somit ein absolutes Adjektiv vor. Eine parallele Formulierung des Tests ist mit *ehemalig* in (21) nicht möglich, da es – ebenso wie *scheinbar* und *angeblich* – keine prädikativen Aussagen erlaubt: **x ist ehemalig*. Erhellend ist, was Bierwisch zu den beiden Typen von relativen Adjektiven schreibt. Sie unterscheiden sich wie folgt: „In (19) und (20) ist die Geltung der Adjektive jeweils durch eine Zusatzbedingung relativiert. In (19) ergibt sich diese Zusatzbedingung aus der Klasse der betrachteten Individuen. Diese Klasse wird hier zunächst durch das Bezugsnomen festgelegt. Ein kleiner Tennisspieler ist deshalb zwar mit Sicherheit ein Tennisspieler, aber er ist nicht notwendigerweise klein, wenn die Bezugsklasse geändert wird. In (20) ist diese Zusatzbedingung nicht durch die Klasse der betrachteten Individuen, sondern durch eine bestimmte bewertbare Eigenschaft dieser Klasse gegeben. Relevant ist deshalb in (20) nicht die Klasse der Tennisspieler, sondern die Fähigkeit oder Fertigkeit, Tennis zu spielen. Ein schlechter Tennisspieler ist deshalb zwar jedenfalls ein Tennisspieler, aber nicht notwendig in anderer Hinsicht schlecht.“ (Bierwisch 1987, 13) Es zeigt sich auch hier: Die Bedeutung der Adjektive wird nicht unabhängig formuliert, sondern über die Nominalphrase. Die Rolle des Nomens bestehe darin, die Klasse der betrachteten Individuen zu benennen, wodurch Zusatzbedingungen ins Spiel kämen. Damit wendet man sich der Bedeutung der Nominalphrase zu.

Doch worin besteht die Bedeutung von relativen Adjektiven wie beispielsweise *klein* und *schlecht*? Ich möchte diese Frage detaillierter anhand von *schlecht* diskutieren, wobei ich auf ein anderes Bezugsnominal zurückgreife, um deutlich zu machen, daß die Zusatzbedingungen keineswegs immer so klar und eindeutig vorgegeben werden wie im Falle von *schlechter Tennisspieler*. Nehmen wir an, ein Sprecher äußere den Satz *Das ist schlechter Kaffee*. Woher wissen wir eigentlich, was gemeint ist? Bierwisch selbst nennt die „variierende Interpretation von *gut / schlecht*“ als Beispiel und beantwortet die Frage sowohl für die transparenten wie auch für die nicht transparenten Adjektive mit einem Verweis auf das Bezugsnomen: „Ein Adjektiv ist, etwas vereinfacht gesprochen, transparent, wenn es eine konstante Bedingung festlegt, in Bezug auf die eine vergleichende Wertung vorgenommen wird. Nichttransparente Adjektive binden diese Wertung an wechselnde Eigenschaften des qualifizierten Objekts, sie enthalten mithin einen weiteren Parameter, dessen Wert kontextuell – in der Regel durch eine entsprechende Bedingung, die das Bezugsnomen angibt – festgelegt wird.“ (Bierwisch 1987, 17) Doch ergibt sich hier das Problem der korrekten Interpretation, denn es ist keineswegs offensichtlich, welche Eigenschaft von *Kaffee* der Sprecher gemeint hat. Meinte er wässrigen, verkochten, verschimmelten oder minderwertigen Kaffee? Die Antwort ist: Das können wir gar nicht entscheiden. Was wir wissen ist: Der Sprecher hat den Kaffee bewertet, und zwar als unter der zu erwartenden Norm liegend. Mehr wurde nicht gesagt. Die Gründe für diese Einschätzung können vielfältig sein, die Bedeutung von *schlecht* ist es nicht! Sie ist

präzise und fest umrissen. Die Bedeutung des Adjektivs besteht genau in dieser Bewertung.

Doch *schlecht* ist nicht der einzige Fall, bei dem die Klassifikation ungewiß ist. Bierwisch räumt ein, daß bestimmte Adjektive Schwierigkeiten bereiten, indem sie sich der Klassifikation entziehen. Es gäbe „eine Fülle von Grenz- und Übergangsfällen“ (Bierwisch 1987, 14). Auf zwei seiner Beispiele möchte ich eingehen, zum einen ist dies *bissig*, zum anderen ist dies das Wertungsadjektiv *dumm*. Bei *bissig* stellt sich das Problem der Klassifikation, wie sich anhand des folgenden Beispiels zeigen läßt (Bierwisch 1987, 14):

(22) *ein bissiger Hund*

Wendet man das Testverfahren an, so muß man zu dem Ergebnis kommen, *bissig* sei absolut, denn aus *ein bissiger Hund* läßt sich folgern ‚x ist bissig‘. Sieht man hingegen das Merkmal der Graduierbarkeit als zentral an – vgl. *Das ist der bissigste Hund, den ich je hatte* –, so bleibt einem nichts anderes übrig, als das Adjektiv der Gruppe der relativen zuzuschlagen. Bierwisch hält fest, „daß der wesentliche Faktor, der den Charakter der relativen Adjektive bestimmt, die Graduierbarkeit der durch sie wiedergegebenen Bedingungen oder Eigenschaften ist.“ (Bierwisch 1987, 15) Ganz allgemein gelte: „restriktive Adjektive sind absolut, wenn die durch sie ausgedrückte Bedingung nicht graduiert werden kann. Das heißt aber, daß absolute Adjektive sich wie relative verhalten, wenn sie als graduierbar interpretiert werden.“ (Bierwisch 1987, 15) Diese Ambivalenz zeige sich nicht nur an *bissig*, sondern auch an Farbadjektiven mit ihrer bedingten Graduierbarkeit. „Faßt man Bissigkeit als graduierbare Eigenschaft auf, dann ist *bissig* in (22) relativ, andernfalls ist es absolut. Unklar ist, ob es im ersteren Fall als transparent oder nicht-transparent zu klassifizieren ist.“ (Bierwisch 1987, 14) Diese Unklarheit beruht darauf, daß sich nur schwer entscheiden läßt, welche Dimension bzw. Skala hier relevant wäre. Auf dieses Kriterium verweist Hamann bezüglich der Unterscheidung ‘transparent vs. nicht-transparent’: „Relative adjectives [...] must be divided into two subclasses: 1) dimension adjectives and 2) value adjectives. These classes differ importantly in the areas of grading and comparison. The main difference is that dimension adjectives inherently carry the identification of their comparison scale while it is context which identifies the scale for value adjectives. This implies that dimension adjectives always have the same scale while scales vary for value adjectives.“ (Hamann 1995, 668) Ist *bissig* ein Dimensionsadjektiv, weil es die Skala – das Maß der Bissigkeit – mit sich trägt oder ist es ein Wertungsadjektiv, was intuitiv einleuchtender wäre? Aber welche weiteren Skalen spielten dann eine Rolle? Oder sprengt *bissig* als Dispositionsadjektiv – ein Hund ist auch dann *bissig*, wenn er gerade niemanden beißt – die bestehende Klassifikation?

Schwierigkeiten bei der Einschätzung bereitet auch *dumm*. Bierwisch bezeichnet Adjektive wie *dumm* und *faul* als „(negative) Wertungsadjektive“, da sie sich „in wichtigen Punkten“ wie *schlecht* verhalten; in bezug auf die Folgerungseigenschaften sei *dumm* jedoch – wie das Dimensionsadjektiv *klein* – transparent. (Bierwisch 1987, 15) Als transparent muß man es einstufen, weil es immer auf einer Skala operiert, nämlich dem Grad der Intelligenz. Allerdings zeigt sich, daß dieser Ansatz Schwierigkeiten bereitet, sobald andere Faktoren als die reine

Wahrheitsfunktionalität eine Rolle spielen. Wenn ein Sprecher *Peter ist dumm* äußert, so schreibt er damit Peter einerseits eine Eigenschaft zu – wahrheitsfunktional möglicherweise beschreibbar als ein IQ, der unter der erwartbaren Norm liegt. Andererseits – und das ist entscheidend – drückt er damit seine Haltung zu diesem Sachverhalt aus. Neben der wahrheitsfunktionalen Komponente haben wir es hier mit einer evaluativen Komponente zu tun. Diesem zweiten Aspekt wird eine repräsentationistische Bedeutungstheorie – und genau eine solche liegt hier vor – nicht gerecht.

Das Zwischenfazit lautet: Es gibt gute Gründe, die Dimensionsadjektive als besondere Gruppe innerhalb der sogenannten relativen Adjektive anzusehen. Alle anderen Adjektive werden jedoch mit Hilfe des herkömmlichen Klassifikationsmodells nicht angemessen beschrieben. Der Grund dafür ist der zugrunde liegende Bedeutungsbegriff. Ein repräsentationistisches Modell sieht die Extension (bzw. die Wahrheitswerte) als die Bedeutung des Ausdrucks an. So gesehen haben aber nur die absoluten Adjektive eine vom Bezugselement unabhängige Extension. (Diese Kritik gilt in analoger Weise für kognitivistische Modelle wie die Prototypentheorie – nur daß hier Bedeutung mit Konzept gleichgesetzt wird.) Bei den anderen Adjektivtypen wird das Kompositionalitätsprinzip außer Acht gelassen. Wenn die Bedeutung eines Ausdrucks sich zusammensetzt aus der Bedeutung seiner Bestandteile, so müssen alle Ausdrücke – also auch die sogenannten relativen Adjektive – über eine Bedeutung verfügen, und zwar eine Bedeutung, die sich unabhängig formulieren läßt.

3.

Ein Ausweg aus den soeben dargelegten Schwierigkeiten kann nur darin bestehen, strikt zwischen der Bedeutung eines Ausdrucks und dem Sinn einer Verwendung zu unterscheiden. Beides ist etwas kategorial Verschiedenes. Die Bedeutung von *klein* ist ebenso wie die von *blau* immer klar und eindeutig. Sonst wäre kein Sprecher dazu in der Lage, diese Ausdrücke zu verwenden, und kein Hörer dazu in der Lage, sie zu interpretieren. Repräsentationistische Modelle suchen jedoch immer nach etwas, wofür der Ausdruck steht – etwas in der Welt oder ein Konzept –, daher können sie mit den meisten relativen Adjektiven, aber auch mit denen, die der Gruppe der nicht-restriktiven zugerechnet werden, nicht angemessen umgehen. Dieses Modell ist, wie wir gesehen haben, verantwortlich für eine Reihe von Ungereimtheiten bei der Bedeutungsbeschreibung von Adjektiven und ist nicht in der Lage, eine exhaustive Klassifikation der verschiedenen Adjektivtypen zu leisten. Erschwerend kommt hinzu, daß ein solcher Ansatz bei der Beschreibung von semantischem Wandel scheitern muß. Ich möchte nun eine Bedeutungskonzeption vorstellen, die zum einen die Bedeutung nicht mit der Extension eines Ausdrucks gleichsetzt, und die zum anderen das Kompositionalitätsprinzip ernst nimmt: das instrumentalistische Zeichenmodell.

Der entscheidende Unterschied zwischen einer repräsentationistischen Bedeutungskonzeption und einer instrumentalistischen besteht in dem Bedeutungsbegriff. In repräsentationistischen Modellen wird die Bedeutung eines Ausdrucks gleichgesetzt mit der Extension (bzw. mit Wahrheitswerten). Bezogen auf die Adjektivsemantik stellt sich das Problem, daß eine ganze Reihe von Adjektiven

nicht über die Extension bestimmt werden können, nämlich alle, die zu den nicht-absoluten gehören. Haben diese Ausdrücke keine Bedeutung? Die Antwort lautet: Natürlich haben sie ebenso eine Bedeutung wie die absoluten Adjektive. Bedeutung muß instrumentalistisch erfaßt werden. Einer solchen Auffassung gemäß symbolisieren Zeichen dadurch, daß ihre Verwendung konventionell geregelt ist. „Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“, schreibt Wittgenstein. (PU § 43) Innerhalb dieses Modells ist die Bedeutung eines Zeichens genau das, was das Zeichen für den Sprecher verwendbar und für den Hörer interpretierbar macht. Beides ergibt sich aus der Regelmäßigkeit des Gebrauchs in der Sprachgemeinschaft. Zeichen symbolisieren also nicht dadurch, daß sie für etwas stehen, sondern dadurch, daß sie bestimmten Gebrauchsregeln folgen. Formuliert man die Gebrauchsregel aus, so erhält man eine Formulierung der Bedeutung des Zeichens. Jeder sprachliche Ausdruck ist gerade deshalb – weil es eine Konvention der Verwendung gibt – für Zwecke der Kommunikation geeignet. (Daß wir als Sprecher einer Sprache außerdem über ein mentales Lexikon verfügen und daß wir wissen, wie die Welt beschaffen ist, bleibt davon unberührt.) Entgegen weit verbreiteter Interpretation ist damit gerade nicht gemeint, daß sich die Bedeutung eines Ausdrucks in Abhängigkeit vom jeweiligen Kontext verändert und mithin ein Parole-Ereignis sei. Die *Bedeutung* eines Ausdrucks ist – synchron betrachtet – konstant, der *Sinn* kann von Verwendung zu Verwendung variieren. Die Bedeutung (d. h. die Regel des Gebrauchs) ist rekonstruierbar aus den konkreten Verwendungsweisen; sie ist jedoch keinesfalls identisch mit den verschiedenen Verwendungsweisen, und sie ist auch nicht die Summe aller Verwendungsweisen.

Innerhalb dieses Modells ist die Bedeutung eines Adjektivs wie *rund*, das man aus den gleichen Gründen wie *bissig* sowohl zu den relativen wie auch zu den absoluten zählen könnte, eindeutig; seine Bedeutung erhält man, wenn man die Konvention seines Gebrauchs beschreibt, d. h. die Kriterien der Verwendung von *rund* ausformuliert. Eine mögliche Bedeutungsformulierung wäre etwa: „Verwende *rund*, um etwas über die Form eines Objekts auszusagen. Etwas kann *rund* genannt werden, wenn es sich in mindestens einem Schnitt der Kreisform annähert.“ Eine solche Regel würde Verwendungen wie *runder Tisch* und *runder Apfel* abdecken. Allerdings wird noch eine Zusatzregel benötigt, die Dimensionswechsel verbietet (vgl. **Was ist runder – der Tisch oder der Apfel?*).

4.

Nachdem ich nun beide Konzeptionen umrissen habe, möchte ich klarstellen, daß sie – auch wenn es auf den ersten Blick so scheinen mag – nicht unvereinbar sind. Die Kenntnis von Wahrheitsbedingungen läßt sich nämlich als ein Spezialfall der Kenntnis von Gebrauchsbedingungen ansehen.⁵ Allerdings können in die Gebrauchsregel weitere Parameter eingehen – neben (i) wahrheitsfunktionalen auch (ii) epistemische, (iii) soziale, (iv) diskursbezogene und (v) innersprachliche; Kombinationen sind ebenfalls möglich. Mittels eines solchen Bedeutungskonzepts können nicht nur sämtliche Adjektivtypen bedeutungstheoretisch einheitlich behandelt werden, es

⁵ Vgl. Keller 1995, 67. Zu den Parametern der Bedeutung s. Radtke 1998, 49f.

lassen sich darüber hinaus historische Prozesse wie beispielsweise der Bedeutungswandel problemlos darstellen. Diesen Gedanken werde ich nun anhand von Beispielen erläutern.⁶

Zu (i): Der wohl bekannteste Parameter, der oftmals verabsolutiert und als Bedeutung schlechthin angesehen wird, ist der wahrheitsfunktionale. Die Gebrauchsregel gibt an, wie die Welt beschaffen sein sollte, damit der Ausdruck sinnvoll verwendet werden kann. Bei den Gebrauchsregeln für die bereits angeführten absoluten Adjektive sind wahrheitsfunktionale Gesichtspunkte relevant. Ein klassisches Beispiel ist etwa der Ausdruck *verheiratet*. Er dient üblicherweise dazu, eine erwachsene Person dahingehend zu charakterisieren, daß sie mit einer anderen erwachsenen Person einen speziellen Vertrag abgeschlossen hat. Doch ein Beispiel aus sprachgeschichtlichen Entwicklung belegt, daß Wahrheitsfunktionalität alleine zur semantischen Beschreibung von Adjektiven nicht ausreicht.

Zu (ii): Das Adjektiv *brav* hat im Laufe der Sprachgeschichte einen Bedeutungswandel vollzogen. Goethe verwendet es nahezu ausschließlich in bezug auf männliche Personen; er spricht von *braven Männern*, vom *braven Künstler*, *braven Freund*, *braven Zimmermann*, *braven Lehrer* etc.⁷ Der Duden (1993) verzeichnet zwei Verwendungsweisen:⁸

Duden: 1) *ein braves Kind, sei brav, brav sitzen bleiben*

2) *das Kleid ist für den Ball zu brav, in diesem Kleid sieht sie brav aus*

Zur Goethe-Zeit wurde *brav* gebraucht, um auszudrücken, daß eine Person seine soziale Rolle in angemessener, wenn nicht gar vorbildlicher Weise ausfüllt. Heute ist diese Gebrauchsregel nur noch mit Einschränkung gültig. *Brav* dient heute zum einen dazu, das Verhalten von Kindern (und auch von Haustieren) als angemessen, d.h. nicht störend und somit unauffällig zu charakterisieren. Zum anderen – und dies belegt die Verwendungsweise (2) – hat es eine evaluative Komponente hinzugewonnen: Es dient in bezug auf Artefakte, die als Ausdruck der Persönlichkeit angesehen werden können (Kleidung, Wohnungseinrichtung etc.), dazu, diese als unauffällig und damit als wenig ausdruckskräftig zu bewerten. Deutlich wird diese evaluative Komponente daran, daß man sich nicht sinnvoll über die Bravheit eines Kleides streiten kann. Dieselben Eigenschaften, die einen Sprecher A dazu veranlassen könnten, ein Kleid oder ein Aussehen als *brav* zu bezeichnen, könnten einen Sprecher B zu einem ganz anderen Urteil veranlassen (beispielsweise *schlicht*). Dieses Beispiel belegt, daß nicht ausschließlich Objekteigenschaften für die Formulierung der Gebrauchsregel eine Rolle spielen; die Gebrauchsregel kann auch epistemische Bedingungen zum Gegenstand haben. Für die Bedeutung von evaluativen Adjektiven wie *gut* und *schön* sind

⁶ Für den fünften Parameter, den innersprachlichen, gibt es im Bereich der Adjektive keine Beispiele. Man benötigt ihn etwa dann, wenn man die Bedeutung von Relativpronomina explizieren möchte. Für die Verwendung des Relativpronomens *der* ist die sprachliche Umgebung, d.h. der Kontext, relevant – es muß ein Nominal auftreten, auf das es sich beziehen kann. Ich habe ihn an dieser Stelle nur der Vollständigkeit halber erwähnt.

⁷ Belege für *braven Mann* finden sich in „Dichtung und Wahrheit“ beispielsweise an den folgenden Textstellen: Band I, Seite 103, Zeile 4; Bd. II, S. 292, Z. 31; Bd. III, S. 506, Z. 8 sowie Bd. IV, S. 91, Z. 4. Die weiteren Beispiele befinden sich an den folgenden Stellen: Bd. I, S. 112, Z. 31; Bd. I, S. 211, Z. 37; Bd. III, S. 67, Z. 20 und Bd. III, S. 458, Z. 18.

⁸ Es handelt sich bei den Textstellen jeweils um sinngemäße Wiedergaben.

Objekteigenschaften sogar weitgehend irrelevant; vielmehr müssen die jeweiligen Bewertungen und Einstellungen des Sprechers in die Gebrauchsregel eingehen. In den beiden folgenden Beispielen betrifft der Wandel – in unterschiedlicher Weise – die epistemischen Bedingungen.

Goethe: *tollste Willkür, Bist du toll! ein tolles Fratzenwesen, etwas erscheint toll und abgeschmackt*⁹

Duden: *eine tolle Geschichte, ein toller Zufall, tolle Möglichkeiten; eine tolle Sache, eine tolle Figur haben, eine tolle Party; das Spiel / die Feier / der Film war toll; toll aussehen / eingerichtet sein, die Mannschaft hat toll gespielt*

Goethe: *loses Leben, eine Lebensweise erscheint gar zu lose*¹⁰

Duden: 1) *loser Nagel, loses Gestein, der Knoten ist zu lose*
2) *loses Papier, lose Zigaretten, das Geld lose in der Tasche tragen*

Während der Gebrauch von *toll* zur Goethe-Zeit noch wahrheitsfunktional beschreibbar war – es diente dazu, eine Person (bzw. deren Äußerungen) dahingehend zu charakterisieren, daß sie sich in einem abweichenden Geisteszustand befindet –, hat es heute rein evaluative Funktion. Genau umgekehrt scheint die Entwicklung beim Adjektiv *lose* gelaufen zu sein. Während es zur Goethe-Zeit dazu diente, Personen und deren Verhaltensweisen als moralisch nicht ganz einwandfrei zu bewerten, spielen heute nur noch spezielle Objekteigenschaften eine Rolle, die sich rein wahrheitsfunktional beschreiben lassen.

Zu (iii): Eine ganze Reihe von Ausdrücken folgt sozialen Parametern. So kann beispielsweise der Gebrauch des Adjektivs *billig* in Konstruktionen wie *recht und billig* nur erläutert werden, wenn man die Existenz einer juristischen Fachsprache – im Kontrast zur Allgemeinsprache – in die Erklärung einbezieht. *Billig* dient in diesem speziellen Fall nicht dazu, eine Aussage über den Preis oder die Qualität einer Ware zu treffen; die Gebrauchsregel lautet vielmehr: „Verwende *billig*, um Handlungen als angemessen zu charakterisieren.“¹¹ Diese besondere Verwendungsweise spiegelt die zur Goethe-Zeit allgemein übliche Bedeutung wider:

Goethe: *„Besonders trug er mir auf, die Handwerker [...] zu mahnen, da sie ihn gewöhnlich länger als billig aufhielten“*
„daß die Ältere an einigen Stellen, mehr als billig, lachte“
*„Auch dieses Verhältnis war durch Gewohnheit und Nachsicht leidenschaftlicher als billig von meiner Seite geworden“*¹²

Zur Kenntnis des Ausdrucks *billig* gehört heutzutage das Wissen, daß es in bestimmten sozialen Gruppen eine spezielle Bedeutung hat, d.h. einer anderen als der üblichen Gebrauchsregel folgt. Ähnliches trifft auch auf die sprachgeschichtlich noch junge Verwendungsweise von *breit* zu.

⁹ Vgl. Bd. I, S. 108, Z. 13; Bd. II, S. 438, Z. 6; Bd. IV, S. 123, Z. 11; Bd. IV, S. 157, Z. 18.

¹⁰ Vgl. Bd. III, S. 580, Z. 9 und Bd. IV, S. 123, Z. 11.

¹¹ Zum Wandel von *billig* s. Keller / Radtke (1997).

¹² Bd. I, S. 151, Z. 17; Bd. III, S. 450, Z.1 und Bd. III, S. 555, Z. 29.

Duden: *Es ist Viertel nach zehn, und Karl ist schon breit wie immer.*

Die Gebrauchsregel müßte wohl etwa wie folgt lauten: „Verwende *breit*, um eine Person dahingehend zu charakterisieren, daß sie Blutalkoholwerte aufweist, die bereits Auswirkungen auf ihr Verhalten haben.“ Dies ist jedoch lediglich der wahrheitsfunktionale Aspekt. Die Gebrauchsregel von *breit* folgt zusätzlich sozialen Parametern. Der Ausdruck dient nämlich auch dazu, die Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen und ihrer Redeweise anzuzeigen. Wird der soziale Parameter bei der Regelformulierung nicht berücksichtigt, käme man zwangsläufig zu dem Ergebnis, daß *breit* und *betrunken* synonym seien (was natürlich nur in bezug auf die wahrheitsfunktionale Komponente zutrifft).

Zu (iv): Der letzte Parameter, der für die Bedeutungsbeschreibung von Adjektiven relevant ist, ist der diskursbezogene. So hat beispielsweise das Adjektiv *richtig* – ausgehend von dem rein wahrheitsfunktionalen Aspekten wie etwa in „*er schilderte sie sodann treffend, aber nicht ganz richtig*“ (Goethe Bd. IV, S. 128, Z. 24) – im Laufe der jüngeren sprachgeschichtlichen Entwicklung Funktionen hinzugewonnen. Einerseits kann es dazu dienen, als Intensifikator ein Adjektiv zu modifizieren: *Du bist richtig nett*. Andererseits läßt es sich im Diskurs dazu verwenden, eine Aussage zu bestätigen:

Wahrig: *Sie haben ihn gesehen, richtig? – Richtig.*

Duden: *Ja richtig, ich erinnere mich.*

Eine wahrheitsfunktionale Semantik muß zwangsläufig an der Beschreibung derartiger Ausdrücke scheitern, da Intensifikatoren sich gerade dadurch auszeichnen, daß sie den Wahrheitswert einer Aussage unberührt lassen, und Antwortpartikeln mit ihrer diskurssteuernden Funktion sich ebenfalls nicht wahrheitsfunktional beschreiben lassen. Beide Verwendungsweisen ergeben sich aus der Semantik des Adjektivs *richtig*: „Verwende *richtig* um das Zutreffen eines Sachverhaltes zu bestätigen.“ Unter rein formalen Gesichtspunkten muß man allerdings feststellen, daß der Ausdruck die Wortart gewechselt hat. Da jedoch in beiden Fällen die Semantik noch aus der des Adjektivs (mit seinen syntaktischen Funktionen als Attribut, Prädikatsnomen und Adverbial) herzuleiten ist, habe ich sie hier berücksichtigt.

5.

In diesem Beitrag habe ich versucht zu zeigen, daß in der Diskussion um die Semantik der Adjektive ein unangemessenes Bedeutungsmodell vorherrscht. Dieses weist im wesentlichen zwei Mängel auf: (i) Die Bedeutung eines Ausdrucks wird mit rein wahrheitsfunktionalen Begriffen beschrieben. Viele Adjektive lassen sich jedoch nicht – bzw. nicht alleine – über ihre Extension beschreiben. (ii) Ein Blick in die Sprachgeschichte macht deutlich, daß sich semantische Veränderungen ergeben, die ganz andere Aspekte der Gebrauchsbedingung betreffen. Ein wahrheitsfunktionaler Ansatz greift hier zu kurz. Beide Mängel werden behoben, wenn ein instrumentalistisches Bedeutungsmodell gewählt wird, das an die Stelle von Repräsentationen Gebrauchsregeln setzt. Wahrheitsfunktionalität ist innerhalb dieses Modells nur ein Parameter neben weiteren. In die Bedeutungsbeschreibung (d. h. die

Gebrauchsregel) können nämlich auch epistemische, soziale, diskursbezogene und innersprachliche Parameter eingehen. Werden diese berücksichtigt, so läßt sich zum einen die Bedeutung der Adjektive adäquat beschreiben, zum anderen läßt sich semantischer Wandel systematisch erfassen. Und nicht zuletzt wird anhand der verschiedenen Parameter-Kombinationen eine exhaustive Klassifikation der Adjektive möglich.

Literatur:

- Admoni, Wladimir (1982): *Der deutsche Sprachbau*. 4., überarbeitete und erweiterte Auflage, München.
- Bickes, Gerhard (1984): *Das Adjektiv im Deutschen. Untersuchungen zur Syntax und Semantik einer Wortart*. Frankfurt am Main, Bern, New York, Nancy.
- Bierwisch, Manfred & Ewald Lang (Hrsg.) (1987), *Grammatische und konzeptuelle Aspekte von Dimensionsadjektiven*. Studia Grammatika, Band XXVI/XXVII, Berlin.
- Bierwisch, Manfred (1987): „Dimensionsadjektive als strukturierender Ausschnitt des Sprachverhaltens“, in: Bierwisch & Lang (1987), 1-28.
- Blank, Andreas (1997): *Prinzipien des lexikalischen Bedeutungswandels am Beispiel der romanischen Sprachen*. Berlin und New York.
- Duden. Großes Wörterbuch der deutschen Sprache*. 2. Auflage, Mannheim 1993.
- Frege, Gottlob (1966): *Funktion, Begriff, Bedeutung - Fünf logische Studien*. Hgg. u. eingeleitet von Günther Patzig. Göttingen.
- Geeraets, Dirk (1997): *Diachronic Prototype Semantics. A Contribution to Historical Lexicology*. Oxford.
- Goethe: *Werke*. Auf der Textgrundlage der Hamburger Ausgabe. Elektronischer Text hrsg. u. bearb. v. Randall L. Jones, Helmut Schanze & Steven P. Sondrup. Tübingen 1990 (= Elektronische Bibliothek zur deutschen Literatur Bd. I).
- Hamann, Cornelia (1995): „Adjectives“, In: Joachim Jacobs & Armin von Stechow (Hrsg.), *Syntax*. HSK, Berlin und New York, 657-673.
- Hundsnurscher, Franz & Jochen Splett (1982): *Semantik der Adjektive des Deutschen. Analyse der semantischen Relationen*. Opladen.
- Keller, Rudi (1995): *Zeichentheorie – Zu einer Theorie semiotischen Wissens*. Tübingen.
- Keller, Rudi & Petra Radtke (1997): „Bedeutungswandel am Beispiel von Adjektiven“, MS Düsseldorf.
- Paul, Hermann (1992): *Deutsches Wörterbuch*. 9., vollständig neu bearbeitete Auflage von Helmut Henne und Georg Objartel, Tübingen.
- Pinkal, Manfred (1985): *Logik und Lexikon – Die Semantik des Unbestimmten*. Berlin und New York.
- Rachidi, Renate (1989): *Gegensatzrelationen im Bereich deutscher Adjektive*. Tübingen.
- Radtke, Petra (1998): *Die Kategorien des deutschen Verbs – Zur Semantik grammatischer Kategorien*. Tübingen.
- Wahrig, Gerhard (1980): *Deutsches Wörterbuch*. München.
- Wittgenstein, Ludwig (1969): *Philosophische Untersuchungen*. Schriften, Bd. 1, Frankfurt a.M.